

Reflexionen zu den Generationsproblemen in den Ordensgemeinschaften

Von Michael Böhles CSSp, Innsbruck

„Trau' keinem über 30!“ sagen die Jungen ...

Mit diesen Worten leitet G. Deussen seinen in Heft 3/71 der Ordenskorrespondenz erschienenen Artikel ein. Tatsächlich ist das eigentliche Problem nicht irgendeine Streitfrage, wie heute etwas so oder anders getan werden könne, sondern das des Vertrauens. Dank dem Verfasser, daß er darauf so deutlich aufmerksam gemacht hat.

In dem besagten Artikel werden Informationen weitergereicht, die in ihrer Auslese gewiß keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollen. Daher relativieren sich die nachfolgenden Reflexionen von selbst. Doch könnten sie in der Lage sein, die in G. Deussens Beitrag enthaltenen Sichten noch etwas zu verdeutlichen und die Kernproblematik schärfer herauszustellen.

1. Ergänzende Informationen

An der Ausarbeitung und Auswertung der zitierten Fragebogen-Aktion waren zwei Soziologen und zwei Theologen beteiligt (s. Anm. 1): Alle vier waren zum damaligen Zeitpunkt „Studentenpatres“, d. h. noch in Ausbildung Befindliche.

Die Grenze zwischen älterer und jüngerer Generation wurde aus methodischen Gründen (s. Anm. 3) „bei 1930“ angesetzt. Alle vier Mitarbeiter gehören damit zur jüngeren Generation¹⁾. Es ist anzunehmen, daß mit dieser Zusammensetzung eine erste mögliche Fehlerquelle sich ins Dasein gesündigt hat, da sie durch ihre bloße Existenz schon in der Lage ist, wissenschaftliches Bemühen zu irritieren²⁾. Im übrigen ist bekannt, daß wir heute das Phänomen von mehreren Generationen nebeneinander haben, wobei die für eine Generation bemessene Zeitspanne stetig abnimmt, je jünger die in Frage kommenden Jahrgänge sind. Auch die Interessenlagen dieser Generationen dürften recht verschieden ausfallen. So ist also schon die angesetzte Grenze des Fragebogens recht frag-würdig.

¹⁾ Übrigens gehört der Verfasser dieses Beitrages ebenfalls zur jüngeren Generation, ist noch „Studentenpater“ und beschäftigt sich mit Philosophie, Theologie und Psychologie.

²⁾ Ob und in welchem Umfang, das können erst die gereiften Früchte der Interpretation zeigen.

2. Sozial-psychologische Perspektiven

In seiner Einleitung nennt G. Deussen die beiden Haupt-Hypothesen, die der Konzeption des Fragebogens dienten, und bemerkt dann in Anm. 2 dazu: „Während dem Befragten selbst diese Hypothese unbekannt bleiben muß, damit er unbeeinträchtigt und unbeeinflusst seine Meinung preisgibt, müssen für eine Auswertung und Interpretation der Ergebnisse die Hypothesen bekannt sein.“

Alle Informationslese und -weitergabe geschieht intentional, also zielgerichtet. Das Problem liegt daher nicht darin, daß es folglich keine absichtslose Information (und damit verbunden problemlose Kommunikation) gibt, sondern darin, ob und wie weit einer darum weiß und verantwortlichen Gebrauch davon macht. Information bedeutet Macht: Je mehr Informationen jemandem zur Verfügung stehen, desto mächtiger ist er anderen gegenüber. Gibt er Informationen weiter, baut er seine Macht im Maß der Informations-Weitergabe ab. Der Machtmensch wird daher versuchen, seine Stellung zu sichern durch Erhalten und Behalten eines Informations-Maximums und durch Weitergeben eines Informations-Minimums. Wir stehen hier an der Schwelle zur Manipulation³⁾ größtmöglichen Stils; gerade die sozialpsychologischen Kenntnisse können (de facto geschieht es) die Manipulationsfähigkeit gewisser „Kenner“ stärken. Ähnliches gilt auch von den sonstigen psychologischen Richtungen und der Soziologie (die Bezeichnung auf diese Wissenschaftszweige erweist darum noch nicht ohne weiteres die eigene wissenschaftliche Sauberkeit).

Ein Vertrauensverhältnis im eigentlichen Sinne kann also nur da zustande kommen und entfaltet werden, wo in einer Gemeinschaft alle Macht bestmöglich abgebaut wird durch größtmögliche Informationsweitergabe⁴⁾. Das aber setzt das frei gewollte Zusammenwirken aller Beteiligten voraus. Es ist sicher bemerkenswert, daß die üblichen Fragebogen-Aktionen das Vertrauen nicht fördern, eher gar abbauen. Aus zweierlei Gründen:

1. darf ja der Befragte laut Selbstverständnis dieser Aktionen die zugrundeliegenden Hypothesen nicht merken, da er sonst nicht „unbe-

³⁾ Sie erkennen heißt den Löwen erblicken und ihn gefangen zu setzen oder kampfunfähig zu machen (nicht die Manipulateure, also nicht die „bösen Menschen“, sondern die „böse Macht“ in und hinter ihnen). Wir sind nicht verpflichtet, uns in seinen Rachen freiwillig zu stürzen. Das Kreuz fängt für den Christen erst dann an, wo er nichts mehr tun kann; aber seit wann war für ihn in diesem Sinne (!) das Unterliegen je eine echte Gefahr? „Wer will den überwinden, dessen Sieg die Niederlage voraussetzt?“ (G. v. Le Fort) — s. Christus...

⁴⁾ Ohne dieses Machtproblem gäbe es keine Diplomatie. In sich neutral, hängt alles davon ab, wie sie gebraucht wird und wozu. Je wahrhaftiger in Gemeinschaften einander begegnet wird, desto weniger Diplomatie wird gebraucht, weil Macht abgebaut wird; desto partnerschaftlicher wird es zugehen; desto weniger wird von Wahrhaftigkeit die Rede sein, weil sie getan wird (interessante psych. Randbemerkung: Je mehr einer von Wahrhaftigkeit redet, desto eher darf man verborgene Machtansprüche vermuten. „Les extrêmes se touchent...“).

kümmert“ und „unbeeinflusst“ (welche Ironie!) seine Meinung preisgibt. Dem hilft man insofern nach, als man bereits gefertigte „Durchschnittsanworten“ (verdächtig, das „Durchschnitts-...“) jeder Einzelfrage folgen läßt, wobei der Befragte nur noch zu antworten braucht durch das Hineinzeichnen des berühmten Kreuzchens in das Kästchen seines Wohlgefallens. Selber als Interviewer wie als Befragter tätig gewesen, weiß ich ein wenig um dieses „Wohlgefallen“ ... Wie vermeidet man bei solchen Aktionen die Manipulation?

2. bedeutet das Aufstellen einer Hypothese und das darauf basierende Auswerten bereits eine Verengung und Begrenzung: die Katalogisierung als Gefahr taucht auf (gewiß brauchen wir Denksysteme, Schematas und Typologien, als Hilfsmittel für den erkennenden Geist; sie werden erst dann gefährlich, wenn sie verabsolutiert werden). Was ursprünglich mehrdeutig interpretierbar war, wird jetzt „eindeutig“ — und die vorgelegte Interpretation des Fragebogens be-sticht denn auch durch ihre sachliche (selbstverständlich relative!) Eindeutigkeit.

3. Beispiel einer frag-würdigen Eindeutigkeit

Ein Beispiel frag-würdiger Eindeutigkeit sei aus G. Deussen's Artikel herausgegriffen. Er schreibt: „In der Kritik der Internate sind sich alle einig. Wenn man dieses Ergebnis nun mit der bereits analysierten Frage nach den besten Möglichkeiten, ‚um Jugendliche für die Kongregation anzuwerben‘, in Beziehung setzt, so offenbart sich eine *erstaunliche*⁵⁾ Inkonsequenz bei den älteren Jahrgängen. Obwohl auch von diesen die Internate als wenig erfolgreich eingestuft werden, setzen sie dennoch diese als die beste Möglichkeit für eine Nachwuchsförderung auf den 1. Rang, während ‚Internate‘ bei den jüngeren — *folgerichtig* — wegen der negativen Einschätzung der Erfolgsaussichten auf den letzten Rängen erscheint. Hier wird ein *delikater Mentalitätsunterschied* deutlich...“ (S. 279).

Was macht man, wenn man mehrere Möglichkeiten parallel setzen möchte in ihrer Bedeutung für die Nachwuchsförderung? Die Fragebogen-Statistik⁶⁾ macht dies zunichte, sie addiert und summiert, und spricht dann von „Rängen“. Auch läßt sich die obige Inkonsequenz der älteren Jahrgänge durchaus noch anders interpretieren (und dann wird sie plötzlich recht konsequent): Sie stellen vielleicht fest, daß die Internate in ihrer

⁵⁾ Im Original nicht gesperrt gedruckt. Die hier hervorgehobenen Worte dürften ein für den Psychologen interessantes Interpretationsmaterial abgeben.

⁶⁾ Beispiel: Dentologisch gesehen haben 98 % der Menschen Karies und 2 % nicht; die Zähne der 98 % sind also gesund, die der 2 % krank (gut und schlecht, wie manche auch sagen würden, gehören als Qualifizierungen einer anderen Ebene an). Statistisch gesehen stellen die 98% das Normale dar, und die 2% nicht. Man sieht bereits, wie das Ergebnis ein anderes Gesicht zu bekommen vermag...

jetzigen Struktur zwar nicht mehr genügen, aber durchaus noch brauchbare und der Verbesserung fähige „Instrumente“ darstellen. Da andere Wege noch ziemlich unerschlossen sind, weshalb diese Instrumente aus der Hand geben? (Die derzeitige Nachwuchssituation der untersuchten Gemeinschaft ist durchaus dazu angetan, diese Interpretation als die angemessenere erscheinen zu lassen.)

Das würde bedeuten, daß in der vorgelegten Interpretations-Rechnung noch weitere Fehlerquellen versteckt sind, die zu erhöhter Aufmerksamkeit mahnen.

Der eigentliche Konflikt im praktischen Handeln liegt denn wohl noch woanders, vermutlich in dem, was G. Deussen — m. E. richtig — so beschreibt: „Die Jüngerer . . . suchen konkrete Problemlösungen und verlangen, daß Probleme aktionell gelöst werden, während Ältere sich meist mit der Erklärung und Definition des Problems zufrieden geben“ (a.a.O.) — und manchmal schwer zu bewegen sind, das Wagnis der Erprobung neuer Wege einzugehen (oft gehörte Argumentation: „Ja, aber wo sind die Leute dafür zu haben?!“).

4. Wissenschaftstheoretische Überlegungen

Wer vorgibt, wissenschaftliche Erkenntnisse vorzuweisen, beansprucht, daß seine Aussagen wahr seien (wahr insofern, als vom Wissenschaftler am Objekt erfahrene Eindrücke relational ausgedrückt werden als Informationseinheiten — faßbar im Wort oder in der Zahl). Wer diesen Anspruch auf Wahrheit überprüfen möchte, muß diese Informationseinheiten wieder aufspalten können, in dieser Aufspaltung die gemeinte Subjekt-Objekt-Ebene erkennen und erproben können. Das geschieht dadurch, daß er selber als Subjekt sich zum gemeinten Objekt in Beziehung versetzt. Folglich sind es allein die Objekte, die uns verbinden und die unser Sprechen miteinander als sinnvoll und doch zugleich beschränkt erweisen. Beschränkt deshalb, weil kein Subjekt sich mit einem anderen identifizieren, d.h. dessen „Standort“ einnehmen kann (wir können uns nur „an die Seite stellen“ — darin liegt ja auch die Grenze jeglicher psychoanalytischen Diagnose und Therapie).

Innerhalb der durch Anwendung einer bestimmten Methode festgelegten Betrachtungsgrenzen werden dem Empfänger mehr oder weniger eindeutige Informationen weitergegeben. Je enger die Methode, desto eindeutiger Informationen — je offener die Methode, desto mehrdeutigere Ergebnisse. Für den Betrachtungs- bzw. Untersuchungsgegenstand gilt dann: je komplexer er ist, desto vielfältigere Methoden müssen zu seiner Erforschung angewandt werden, um zu einigermaßen ganzheitlich wahren Erkenntnissen und Aussagen zu gelangen. Dieses Verfahren wird „wissenschaftlich“ genannt.

Aber was heißt „wissenschaftlich“? Wenn Wissenschaftlichkeit mit methodischer Erforschung identisch gesetzt werden kann, ergibt sich doch folgende Konsequenz: Alle Erkenntnisse sind nur dann wissenschaftlicher Art, wenn sie methodisch gewonnen werden; nun kann aber je nach Betrachtungsebene die Methode wechseln, und sie kann noch einmal enger oder weiter sein — entscheidend ist nur, daß eine Methode angewandt wird. Die Praxis zeigt, daß wir gar nicht anders als eben nur methodisch vorgehen können, wenn es um das Erkennen, Aussagen und Messen geht. So wären wir also immer schon Wissenschaftler? Wenn ja, wie vertragen sich dann aber die vielen Irrtümer und Ungereimtheiten damit? Vermutlich rühren sie daher, daß Methoden auf falschen Ebenen angewandt werden. Da Methoden ganz bestimmten Bezugsverhältnissen zugeordnet sind und nur auf den durch sie bestimmten Betrachtungsebenen angewandt werden können, leuchtet ein, daß die Nichtbeachtung der Methoden-Gebundenheit fatale Folgen nach sich ziehen kann.

Im Wort und in der Zahl begreift der Mensch die Welt. Wort und Zahl haben es mit der Raum-Zeit-Beziehung zu tun auf bestimmten „Ebenen“. Um nun erkennen, reden und messen zu können, bedarf es mindestens zweier „Fixpunkte“. Den einen „Punkt“ stellt unser Ich dar (Subjekt), den anderen finden wir in jedem beliebigen Objekt. Gewiß enthält jeder „Punkt“ bereits die Drei-Dimensionalität in sich, doch können wir mit unserem Sprechen und Messen erst anfangen, wenn wir vom „Punkt“ expandierend weggehen. Wir beginnen gewissermaßen „bei Null“ — und schreiten wieder „auf Null“ zu (denn was für uns gilt, gilt auch für jeden anderen Punkt: das Außen eines Körpers bildet die Grenze; diese ist „meßbar“. Das Innen ist nur dann „meßbar“, wenn es auf äußere Impulse reagiert. Eben das aber bedeutet, daß eine gegenläufige Bewegung im anderen „Punkt“ gestartet wird, weg von Null auf Null des anderen „Punktes“ hin.) So ereignet sich Begegnung — als dynamischer Prozeß auf einer bestimmten Ebene der Subjekt-Objekt-Beziehung. Ist es Zufall, daß alles Erkennen und Aussagen eine so strukturierte Begegnung einfordert? Bedeutet das nicht, daß man anfänglich die Tiefe einer Begegnung zwar messen und aussagen kann, aber je tiefer man aufeinander zugeht, desto mehr geht es „auf Null“ zu und also ins Nicht-weiter-Meßbare und -Aussagbare hinein? Denn was für die Zahl gilt, gilt auch für das Wort: Alle Zahlenreihen fangen bei Null an und erhalten ihre Bedeutung und Festigkeit nur von daher.

Von Null weggehen heißt auch: auflösen — analysieren — diagnostizieren. Auf Null zustreben bedeutet: verdichten — synthetisieren — kognostizieren.

Bewußtseinserweiterung fordert also zugleich Analyse und Synthese, wenn sie qualitativ voranschreiten soll. Ebenso bedarf die Therapie der Diagnostik und Kognostik. Wie es auf Evolutionsebene im Sinne Teilhards

keine neue Emergenz geben kann, die sich nicht dem Spiel von Divergenz und Konvergenz verdankte.

Möglichkeiten und Grenzen allen wissenschaftlichen Bemühens liegen also bei Null⁷⁾. Aber lockt nicht gerade die Grenz-Überschreitung? Gibt es etwas „jenseits von Null“, und wenn ja, ließe sich darüber wissenschaftlich etwas aussagen? Die einzig mögliche, wissenschaftlich akzeptable Antwort muß (vorläufig?) lauten: kann sein — kann auch nicht sein. Denn bei Null liegt die nicht weiter meßbare Offenheit.

5. Zurück zur Vertrauensfrage

Entweder vertrauen wir in der Praxis einander oder nicht. Entweder lassen wir uns auf die Bewegung des Zentripetalen ein (aufeinander hin) oder wir schließen uns der Bewegung des Zentrifugalen an (voneinander weg).

Vertrauen heißt: hin zu anderen; ermöglicht dadurch die Begegnung (Entfremdung) und damit gemeinsames Handeln. Mißtrauen heißt: weg von anderen; bewirkt dadurch die Entfernung (Verfremdung) und somit isoliertes Handeln. Dazwischen gibt es nichts. Das „In-sich-selbst-Ruhen“ verstanden als Verharrung ist nur eine andere Formulierung des Satzes „Ich existiere“. Bloße Existenz sagt aber noch nichts aus über Entfaltung und Wachstum. Unser Dasein bekundet sich in unserem Sosein und Mitsein, „so daß für mich Geräusche und Lichtschein sind, was für dich Akte des Willens und Gedankens sind. Du bist nicht nur fähig zu sein, sondern auch zu ersch e i n e n : und eben dadurch habe ich das Vergnügen, deine Bekanntschaft zu machen“ (C. S. Lewis) — wenn wir uns vertrauend in Bewegung setzen . . . Daß wir dauernd in Bewegung geraten, darüber besteht wohl kein Zweifel!

Wer einen Menschen kennenlernen will, kann ihn nicht studieren; er muß ihm begegnen wollen. Wer hier nach der Nützlichkeit fragt, benutzt im Grunde genommen die Begegnung als Mittel selbstsüchtiger Befriedigung (so kann man auch Frustrationen lösen). Entspricht das nicht genau dem Inhalt der Vergewaltigung? Das aber bedeutet in der Praxis den Willen zur Macht haben — um seiner selbst mächtig zu sein.

So wird Vertrauen am sichersten abgetötet.

⁷⁾ Man wird vielleicht bemerken, welche theologischen Perspektiven sich hier eröffnen. Hierher gehört auch die Beachtung des Prinzips des Umkehrbaren, wonach das Existierende auch in seiner Umkehrung da ist (z. B.: $E = m \cdot c^2 / m = E : c^2$). Philosophisch hieße das: das „Nichts“ ist die Umkehrung des „Seins“. Sollen beide Begriffe wahr sein, muß ihnen im Relationsverhältnis Subjekt—Objekt in gleicher Weise Wirklichkeitscharakter zukommen. Das eine hebt also nicht das andere auf, sondern sie verhalten sich spiegelbildlich zueinander („Umkehrungsverhältnis“). Mathematisch gesprochen ist „Null“ nicht das philosophische „Nichts“, sondern der „Umkehrungs-Schnittpunkt“ zwischen Sein und Nichts. Bei „Null“ muß daher auch die Schwelle zur Analogie liegen.

6. Fragender Ausklang

Welche Förderung gegenseitigen Vertrauens darf man sich von einer Fragebogen-Aktion (wie der vorgelegten) erwarten? Keine. Solange ich nicht merken darf, stattdessen preisgeben muß . . . Ist eine solche Aktion dann also sinnlos? Nicht ohne weiteres, es kommt auf die Betrachtungsebene an und, ob alle Beteiligten nach der Aktion auch ehrlich aufgeklärt (im Sinne von Abschnitt 2) werden und entsprechend ihrem Vermögen (Finanzfrage hier unberücksichtigt!) sich „therapeutisch“ mitbeteiligen dürfen. Diplomatisches Verhalten ist hierbei eine sehr ernstzunehmende Gewissensangelegenheit. So könnte also auf Umwegen eine solche Aktion doch noch zur Stärkung des Vertrauens beitragen. Und die Katze hätte sich dann nicht in den Schwanz gebissen!?

Aus allem bisher Gesagten ergibt sich, daß eine Fragebogen-Aktion ein recht peripheres, aber durchaus brauchbares Mittel darstellt für die Erhellung von Generationskonflikten. Man setzt sich dann vielleicht bewußter und ehrlicher mit der Tatsache, daß auseinander. Die Frage nach dem warum ist das so wird aber nur vom Zentrum her zu lösen sein („Null weg auf Null hin“), im Verzicht auf alles Messen-Wollen in Sachen Vertrauen. Also liegt die Lösung der Generationsprobleme wohl im Zusammensehen von Peripherie und Zentrum.

Leider habe ich Sorge, daß G. Deussens „periphere“ Diagnose im Fragwürdigen verbleibt. Ich vermisse den zentralen Ansatz, der wenigstens im Schlußteil hätte aufleuchten müssen. Doch gerade da wittere ich dessen (bewußte oder unbewußte) Ignorierung. So stehen weiterhin viele ungelöste relative (= in Klammern gesetzte) Fragen im Raum:

„Waren es früher die Gelübde, die den notwendigen starken Zusammenhang zur Erfüllung kirchlicher Aufgaben garantierten, so kennt die moderne Arbeitswelt längst andere Organisations- und Kooperationstechniken“ (ist Kirche = Leistungsgesellschaft?), „die bei verhältnismäßig geringer persönlicher Bindung“ (wie verträgt sich das mit dem Vertrauensproblem?) „eine straffe Hinordnung auf die Sache“ (ohne Vertrauen bedeutet „Straffheit“ soviel wie Zwang; und was ist die „Sache“ der Kirche?) „und die kontinuierliche Betreuung auch langfristiger Projekte ermöglichen“ (man kann durch Verträge wohl manches erreichen, aber das löst nicht die Vertrauensfrage hinsichtlich der „Treue zur kirchlichen Sache“ — um welche Ebene geht es hier eigentlich wirklich?) „und der Mentalität der jungen Generation mehr entgegenkommen“ (und wer kommt der Mentalität der älteren Generation entgegen, wenn wir schon human sind?).

„Solide und erprobte empirische Erhebungsmethoden und organisationssoziologische Erkenntnisse in Verbindung mit einer neuesten Forschungsergebnisse integrierenden Theorie sozialer Gruppen harren noch der Entdeckung“ — man beachte den wissenschaftlichen Lack der

nachfolgenden Polemik! — „und vor allem der Anwendung in kirchlichen Aktionsgemeinschaften“ (wenn kirchlich, dann heißt das doch, Gott agiere durch uns?), „deren jüngere Mitglieder sich nicht länger durch Theologumena“ (was ist das?), „die nicht nur von der Soziologie und Psychologie“ (gehören „Theologumena“ ohne weiteres zum soziologischen und psychologischen Betrachtungsfeld? Achtung vor Methoden-Mißbrauch!), „sondern auch von der Theologie⁸⁾ her fraglich geworden sind“ (inwiefern?), „überzeugen“ (durch praktisches T u n nur möglich auf der Basis gegenseitigen Vertrauens, nicht wahr?) „und ihr kirchliches Engagement nicht weiterhin monopolartig durch eine sehr zeitbedingte Gelübdetheologie festlegen lassen“ (einander begegnen heißt sich auf mindestens eine Richtung festlegen und festlegen lassen, und das ist tatsächlich der Relationsebene wegen sehr zeit- und raumbedingt. Wo liegt denn hier das Monopolartige? Und was eine Gelübdetheologie angeht: so muß sie — wenn sie T h e o l o g i e sein will — doch etwas mit Gott zu tun haben? Als gläubiger Christ darf man dann doch wohl annehmen, daß das Verhältnis des Menschen zu Gott — vielleicht das einzige? — nicht manipuliert werden kann. Stimmt diese gläubige Annahme, würde das bedeuten, daß der Mensch immer weniger auch von Mitmenschen manipuliert werden kann und immer weniger bereit sein müßte, andere zu manipulieren. Spätestens hier taucht allerdings die Frage nach dem Selbstverständnis des Christentums auf, ganz ohne Zweifel); „solchermaßen geprägte kirchliche Gemeinschaften empfindet die junge Generation — und hier liegt der Grund“ (!) „vieler Generationskonflikte in den Orden — geradezu als ein Hindernis kirchlichen Dienstes“ (welch unzulässige Verallgemeinerung! Und welche Prämissen stecken darin!?) „und sogar als ‚Ideologie‘“ („Ideologie“ im sozialpsychologischen Sinne ist z. B. völlig neutral und daher nicht als Waffe zu gebrauchen; welcher wissenschaftliche Ideologie-Begriff wird hier also gebraucht?). „Nicht zuletzt die immer mehr sich ausbreitende Nachwuchskrise sollte die Verantwortlichen alarmieren“ (sind die zentralen und peripheren Krankheitsherde der Infektion alle schon gefunden? Genügt die Diagnose? Hat Gott vielleicht vor, uns mit dieser Krise etwas zu sagen?) „Der Glaubende zittert nicht . . .“ (S. 281 f).

⁸⁾ Was heute so oft als moderne Theologie angeboten wird, ist in einem engeren Sinn überhaupt keine Theologie, sondern ein Spezialzweig von Literaturwissenschaft, Völker- oder Religionskunde oder Geschichtswissenschaft. Wer Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, müßte also Erfahrungen „am Objekt Gott“ gemacht haben, um von Gott reden zu können. Wer nur mit Begriffen „Erfahrungen“ sammelt, wird das dazu sagen müssen. Es dürfte damit auch klar sein, woher die eigentliche Neu-Orientierung zu erwarten ist. Die einzige Methode: Glauben — Hoffen — Lieben . . . : um wissenschaftlich erkennen und aussagen zu können.